



„Das ist der Sinn von aller Wissenschaft!“

Zwei bedeutende Naturwissenschaftler gingen aus der Familie „von Martius“ hervor. Ein Teil dieser Familie ließ sich am Ende des 19. Jahrhunderts in Nonn bei Reichenhall nieder.

Von Helga Proisinger

Ein kleiner Friedhof, einer der schönsten Aussichtsplätze auf die Stadt Bad Reichenhall, umgibt die Kirche St. Georg im Nonner Unterland. Dort findet sich auf einer Reihe stattlicher Gräber, kaum zu übersehen, der Name „von Martius“. Und auch eine nicht weit entfernte Straße gleichen Namens ist den meisten Reichenhallern ein Begriff. Weniger im Bewusstsein dürfte hingegen die interessante familiäre Tradition sein, die sich hinter diesem Namen verbirgt. Mit ihren bahnbrechenden Forschungen erlangten zwei große Wissenschaftler aus ihrer Reihe im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert überregionale Bedeutung: der Botaniker und Naturforscher Carl Friedrich Philipp von Martius (1794-1868) und dessen Sohn, der Chemiker Carl Alexander von Martius (1838-1920), mit dem der Nonner Zweig der Familie seinen Anfang nahm.

Ein aus Umbrien stammender Gelehrter, der Humanist Galeotus Marcius (1427-1497), kann als Stammvater der Familie betrachtet werden. Im 16. und 17. Jahrhundert, als Reformation und Gegenreformation und damit verbundene kriegerische Auseinandersetzungen Teile Europas erschütterten, führten deren Wege in deutsche Gebiete, vorwiegend nach Böhmen und Franken. Angesehene, reformierte Bildungsbürger, Ratsherren, Pastoren und Feldprediger fanden sich in ihren Reihen. Ausgesprochen mutiges Auftreten sagte man einigen von ihnen nach, wenn es zur Zeit der Gegenreformation darum ging, ihre lutherischen Positionen mit großer Wortgewalt zu vertreten. Als maßgeblicher Urahn des ein gutes Jahrhundert später in Nonn angesiedelten Zweigs der Familie gilt der in Weißenstein im Fichtelgebirge wirkende Diakon Philipp Conrad Samuel Martius (1710-1766).

Naturwissenschaftliches Interesse ließ sich in der Geschichte der Familie immer wieder erkennen. Kein Wunder, dass sich der 1794 in der Residenzstadt Erlangen als Sohn des dortigen Hofapothekers geborene Carl Friedrich schon bald für Botanik zu interessieren begann. Sein Vater, der wegen seines immensen Wissens neben seinem Apothekerberuf auch mit pharmazeutischen Vorlesungen an der Erlanger Universität betraut war, dürfte im Sohn diese frühe Neigung geweckt haben. Nach seinem Medizinstudium, das zur damaligen Zeit auch den Bereich der Botanik einschloss, stellte sich rasch heraus, dass ihn diese Thematik zeit lebens fesseln würde. Schon in jungen Jahren floss aus Carl Friedrich Martius, „Feder eine als „Flora Erlangensis“ bezeichnete Abhandlung über die heimische Pflanzenwelt.

Weitgehend unbekanntes Tropengebiet erforscht

In einer Zeit, als man zunehmend begann, die vielfach noch unerforschten Gebiete der sogenannten „Neuen Welt“ nach wissenschaftlichen Kriterien zu erkunden, sollte Martius, Teilnahme an einer Expedition nach Brasilien zur folgenreichsten Phase im Leben des jungen Gelehrten werden. Das für damalige Zeiten



In seinen letzten Lebensjahren zog sich Chemiker von Martius fast ausschließlich auf den geliebten Stauffenhof zurück. – Foto: Stadtarchiv Bad Reichenhall



Salon im Stauffenhof, dahinter der Blick in das Billardzimmer.

– Foto: Werbeprospekt, ca. 1935

durchaus gewagte Unternehmen ergab sich anlässlich der Eheschließung der Habsburger Erzherzogin Maria Leopoldine mit dem Kronprinzen und späteren Kaiser von Brasilien, Dom Pedro. Mit dem Ziel, das bislang noch weitgehend unbekanntes Tropengebiet am Amazonas zu erforschen, empfahl der bayerische König Max I. Joseph, dass zwei seiner fähigsten Gelehrten, der 23-jährige Botaniker Carl Friedrich Martius und der Zoologe Johann Baptist Spix, die österreichische Delegation nach Brasilien begleiten sollten.

Dem Beispiel Alexander von Humboldts folgend

Von 1817 bis 1821 waren die beiden bayerischen Forscher unterwegs und erkundeten, dem Beispiel des großen Südamerika-Forschers Alexander von Humboldt folgend, – teils zu Fuß, teils zu Pferd oder mit Booten – die vielfältige Flora und Fauna in den Urwäldern Brasiliens. Und nur ihrem jugendlichen Alter verdankten sie, mit den ungewohnten Strapazen ihrer fast vier Jahre dauernden Reise fertig zu werden. Die profunden Kenntnisse, die Martius damals gewann, schrieb er in einer 28 Bände umfassenden „Flora Brasiliensis“ nieder, ein Werk, das auch noch für nachkommende Generationen einen wertvollen Einblick in die Pflanzenwelt Südamerikas bot. Unter den tropischen Pflanzen, die er vorfand, galt sein besonderes Interesse den verschiedenen Palmenarten. Es gelang ihm, diese so kenntnisreich und detailliert zu beschreiben, dass sich Alexander von Humboldt zu dem Lob verstieg, solange man Palmen kenne, „wird auch der Name Martius nicht vergessen sein.“

Er und sein Begleiter erwiesen sich aber auch als leidenschaftliche und akribische Sammler. Was immer sie fanden und für Erinnerungswert hielten, wurde sorgfältig verwahrt, sodass sich zum Ende ihrer Reise im Gepäck eine Unmenge getrockneter, teilweise auch noch lebender Tiere und Pflanzen befand, wovon Letztere eine wesentliche Grundlage für das königliche Herbar in München bilden sollten. Je länger die Reise dauerte, desto häufiger stell-

te sich heraus, dass manche ihrer Forschungsprojekte sich ohne die Unterstützung der heimischen Bevölkerung nur schwer verwirklichen ließen. Es blieb daher nicht aus, dass sich Carl Friedrich Martius neben seinen botanischen Studien auch für Kultur und Lebensweise der indigenen Einwohner zu interessieren begann. Hatte er sie zunächst, nicht frei von Vorurteilen, als „träge und indolent“, jedenfalls zu sinnvoller Arbeit nicht fähig bezeichnet, so änderte er, im Kontakt mit ihnen, seine ursprünglichen Ansichten. Er habe die Achtung vor einer Menschheit gewonnen, schrieb er sogar, „die mir sonst nur wie ein verworrenes Haufen von Unglücklichen erschienen war.“

An Auszeichnungen mangelte es nicht, als Carl Friedrich Martius, dem inzwischen der Ruf eines „bayerischen Alexanders von Humboldt“ vorauselte, in seine Heimat zurückkehrte. Wegen seiner Verdienste wurde er von König Max Joseph in den persönlichen Adelsstand erhoben. Seine weitere Tätigkeit als Professor an der 1826 von Landshut nach München verlegten Universität, als Direktor des königlichen Herbars und des Botanischen Gartens und auch als Mitglied verschiedener Akademien brachten ihm zahlreiche Orden. Wegen seiner weit über den botanischen Bereich hinausgehenden, umfassenden Bildung sah so mancher in ihm sogar einen „der letzten Universalgelehrten“.

Der Ruf des Münchener Professors drang auch zu dem selbst an naturwissenschaftlicher Forschung interessierten Dichter Johann Wolfgang von Goethe. Bei zwei Begegnungen in Weimar lernten sie sich kennen und in einem intensiven Briefwechsel tauschten sie ihre Gedanken aus. „Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit von ihrer schönen Tätigkeit erfahren“, schrieb Goethe am 13. April 1826 an den bayerischen Gelehrten. Dessen naturwissenschaftliche Leistungen, besonders sein Palmenwerk, wusste der Dichter hoch zu schätzen. Und da sich gerade Goethes lyrische Dichtung durch tief empfundene Naturbeschreibungen auszeichnet, dürfte er in dem Münchener Professor sogar eine verwandte Seele erkannt haben; denn dieser ließ für einen Gelehrten eher ungewöhnlich – in seinen wissen-



Carl Friedrich Philipp von Martius (1794-1868).

– Foto: Stadtarchiv

schäftlichen Abhandlungen auch immer wieder poetische Töne anklängen.

In Goethes Weimarer Haus Mittagsmahl eingenommen

Aus Martius, persönlichen Notizen geht hervor, dass er sich zusammen mit seiner Frau Franziska, geb. Freiin von Stengel, am 13. September 1824 bei dem damals 75-jährigen Goethe in dessen Haus in Weimar einfand. Dabei vergaß er nicht, eine für den Dichter bezeichnende Episode zu erwähnen: Beim Mittagsmahl gab es Artischocken, die der jugendlichen Frau des Münchener Gelehrten unbekannt waren und die damit wohl nicht umzugehen wusste, so Martius' Ausführungen. Woraufhin Goethe – stets in der Lage, jede Szene spontan in Verse zu fassen – zu improvisieren begann: „Mein Kind, Sie wissen nicht zu machen; doch Artischocken sind von allen Sachen die schlimmsten nicht, die unter zarten Fingern ihr widerspenstig Naturell verringern. Nimm nur den Stachel mit geschickter Kraft, das ist der Sinn von aller Wissenschaft!“ – Carl Friedrich Philipp von Martius, der große Naturwissenschaftler, starb am 13. Dezember 1868 in München. Auf dem Alten Südlichen Friedhof befindet sich dort sein Grab.

In Verbindung mit dem am Fuß des Stauffens gelegenen Nonn sollte sein 1838 in München geborener Sohn Carl Alexander kommen. Auch bei ihm zeigte sich, entsprechend der familiären Tradition, schon bald eine Neigung zu Naturwissenschaften. Als Schüler Justus von Liebig studierte er Chemie. Seine erfolgreiche akademische Laufbahn setzte er fort, als er auf dessen Empfehlung zu dem bekannten Chemiker August Wilhelm Hofmann (1818-1892) nach London ging. Dieser hatte sich, im Mutterland der Industrialisierung, entscheidend für die Erforschung der Anilinfarbstoffe eingesetzt. Seinem Mentor folgte Carl Alexander Martius schließlich als Assistent nach Berlin.

Was Forschung und Wissenschaft betraf, nahm Berlin, die Metropole im deutschen Kaiserreich, in den Jahren um 1900 im internationalen Vergleich eine führende Stellung ein. Wissen-



Carl Alexander von Martius (1838-1920).

– Foto: Wikipedia

schäftliche Erkenntnisse veränderten damals in hohem Maß das Leben der Menschen, indem sie zum Aufbau der damals dominierenden Industriezweige Chemie, Pharmazie und Elektrotechnik führten. Geradezu als beispielhaft für die damalige gelungene Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Staat und Industrie könnte die 1911 gegründete „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft“, die renommierte, außeruniversitäre Forschungsstätte im deutschen Kaiserreich, betrachtet werden.

Gründungsmitglied der Chemischen Gesellschaft

Zu den bahnbrechenden Wissenschaftlern, die seinerzeit wesentlich zum Siegeszug der Chemie beitrugen, gehörte auch Carl Alexander von Martius. Er war nicht nur Gründungsmitglied der Deutschen Chemischen Gesellschaft, er beteiligte sich im Jahr 1911 auch an der Errichtung des „Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie“. Martius, „Forschertätigkeit galt vor allem der Synthese von Farbstoffen. So entwickelte er das nach ihm benannte „Martiusgelb“ und entdeckte das noch heute beim Färben von Textilien verwendete, zu Ehren des Reichsgründers bezeichnete „Bismarck-Braun“. Dem industriellen Bereich wandte sich der Wissenschaftler Martius zu, als er zusammen mit dem Chemiker Paul Mendelssohn-Bartholdy, Sohn des berühmten Komponisten, in Rummelsburg bei Berlin die Gesellschaft für Anilinfabrikation gründete, aus der für die Herstellung von Fotomaterialien bekannte „Agfa“ hervorging. Carl Alexander Martius, dem zusammen mit anderen zu verdanken war, dass chemische Forschung und Industrie im deutschen Kaiserreich zu weltweiter Bedeutung gelangten, wurde für seine Verdienste von Wilhelm II. im Jahr 1903 in den erblichen Adelsstand erhoben.

Auch während seiner Berliner Zeit vergaß der Chemiker Martius seine bayerischen Wurzeln nicht. Die reizvolle Umgebung Reichenhalls kannte er von mehreren Kuraufenthalten, was ihn wohl dazu veranlasste, sich am Beginn der 1880er Jahre – in nötiger Distanz zum Kurbetrieb – das nahe gele-

gene Nonn als Rückzugsort und Refugium seiner späteren Lebensjahre zu wählen. Möglich ist allerdings auch, dass er diesen Schritt auf Anregung des in Reichenhall praktizierenden Arztes Dr. Georg von Liebig, Sohn seines einstigen akademischen Lehrers, vollzog.

Stauffenhof als stattlicher Herrschaftssitz

Ein beträchtliches Vermögen versetzte Carl Alexander von Martius jedenfalls in die Lage, das Bild des bäuerlichen, am Fuß des Reichenhaller Hausbergs gelegenen Nonn durch eine Reihe baulicher Maßnahmen in gewisser Weise zu verändern und zu prägen. Er erwarb einzelne Höfe meist verschuldeter Bauern, ließ sie in seinem Sinn umgestalten und erweitern. So veranlasste er zunächst, den sogenannten Stauffenhof für sich und seine Familie zu einem stattlichen Herrschaftssitz auszubauen. Architektonische Änderungen wurden in der Zeit um 1900 auch an dem nicht weit entfernten Fellnerhof, einem Bauernhaus aus dem 18. Jahrhundert, durchgeführt. Durch Umbauten unter Carl Alexander von Martius wandelte sich im Jahr 1929 auch der auf einem nahen Hügel gelegene Buchhof zu einem repräsentativen, weithin sichtbaren Gebäude. Ebenso gehörte auch ein noch heute bewohntes, als „Berer“ bezeichnetes Anwesen zu den damals erworbenen Höfen. Schließlich zählte zum Besitz der Familie von Martius bis vor einigen Jahren auch die hoch über Reichenhall gelegene Pading, ein von Wiesen und Viehweiden umgebener Bauernhof. Als Gasthof in idyllischer Lage und in zwischen als „Padinger Alm“ bezeichnet, erfuhr er sich von 1967 bis 2015 bei Reichenhallern und Fremden großer Beliebtheit.

In seinen letzten Lebensjahren zog sich der Chemiker von Martius fast ausschließlich auf den geliebten Stauffenhof zurück, fern der politischen Geschehnisse der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg. Sein zurückhaltendes Naturell veranlasste ihn zu Distanz gegenüber der einheimischen Bevölkerung. Leutseligkeit lag ihm fern. Wer ihn allerdings näher kannte, wusste sein warmherziges, liebenswürdiges Wesen zu schätzen. Auf dem Stauffenhof starb Carl Alexander von Martius am 26. Februar 1920.

Was das weitere Schicksal des zunächst im Besitz der Familie gebliebenen Stauffenhofs betraf, so sind einige Hinweise einem Werbeprospekt aus den 1930er Jahren zu entnehmen. In der Stadt Bad Reichenhall, die sich nach Jahren des touristischen Rückgangs wieder zum gefragten Fremdenverkehrsort entwickelte, suchten nicht nur Sommergäste Erholung, auch Wintersportler gelangten in zwischen mit der seit einigen Jahren bestehenden Bergbahn auf die Höhen des Predigtstuhls. In dieser Zeit vermieteten – laut Prospekt – Dr. Alexander von Martius, Sohn des Verstorbenen, und dessen Ehefrau, geb. Gräfin von Schwerin, einen Teil ihres von alten Bäumen umgebenen Stauffenhofs an Sommer- und Wintergäste. Mit dem Hinweis auf nobel ausgestattete Zimmer und Salons, verbunden mit Annehmlichkeiten aller Art dürfte sich das feudale Angebot an ein gehobenes Publikum gerichtet haben. Dieser Phase, die an die Eleganz der Reichenhaller Glatzzeit in den Jahren um 1900 erinnerte, setzte der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ein Ende.

Quellen: Christian Walsoe: Auf Spurensuche der Familie Martius, 2002.

Alexander von Martius: Goethe und Martius, 1932.

Die Patrizier im „reichen Hall“

Seit dem Hochmittelalter gaben die Salinenbetreiber in Reichenhall den Ton an. Sie stiegen zum sogenannten Salzpatriziat auf, das selbstbewusst die Geschicke der Stadt lenkte. Zu Ende des 15. Jahrhunderts jedoch stießen sie finanziell an ihre Grenzen und mussten ihre Salinenanteile an den Herzog verkaufen.

Von *Andreas Hirsch*

Im frühen Mittelalter beanspruchte der bayerische Herzog das Eigentum an den Reichenhaller Solequellen. Seit der Übertragung von einem Drittel der Quellschüttung und 20 Pfannen samt spezialisierten Salinenarbeitern an die Salzburger Kirche unter der Leitung des heiligen Rupert im Jahr 696 verteilten sich die Eigentumsrechte an der Saline jedoch stetig weiter. Bereits 713/15 erhielt das Frauenkloster Nonnberg neun Salzpflanzen samt leib-eigenem Fachpersonal von Herzog Theodbert. Im Laufe der Zeit besaßen neben dem bayerischen Herzog über 60 Eigentümer Anteile an der Saline, darunter der deutsche König und hohe Adelige sowie eine Reihe von süddeutschen Bistümern und Klöstern. Im 12. Jahrhundert bestand die Saline aus mehreren Brunnenschächten, etlichen Schöpfgalgen und etwa 60 kleinen Pfannhäusern. Allein die Soleschüttung war in über 300 Anteile aufgesplittert, wobei die meisten Eigentümer Beteiligungen an verschiedenen Sole-schächten besaßen. Um einen Betriebsablauf zu gewährleisten, der allen Anteilhabern gerecht wurde, war man mehr denn je auf das Fachpersonal angewiesen, das am besten über die Abläufe bei der Salzproduktion Bescheid wusste.

Aus Leibeigenschaft herausgekauft

Bereits im 11. Jahrhundert hatten Pfannenbetreiber damit begonnen, bestimmte Salineneinheiten nicht mehr nur zu verwalten, sondern als selbstständige Unternehmer auf der Grundlage von Pachtverhältnissen zu bewirtschaften. Mit dem erwirtschafteten Geld kauften sie sich aus der Leibeigenschaft frei. Manche der Pächter erwarben ohne obrigkeitliche Zustimmung mehrere Anteile an Solebrunnen und weigerten sich, die vom Grundherrn (Eigentümer) geforderten Abgaben zu entrichten. Die Anteile vererbten sie ohne Genehmigung sogar an ihre Nachkommen. Für die Grundherren wurde es zunehmend schwieriger, Besitzentfremdungen zu verhindern, da sich offenbar die Rechtsverhältnisse stark verselbstständigt hatten. Gleichzeitig sahen sich die einst von den Grundherren in Reichenhall eingesetzten Verwalter immer stärker als die eigentlichen Leistungsträger an der Saline. Dies führte im Laufe der Zeit zu einer Aushöhlung der alten Eigentumsverhältnisse, denn die Eigentümer saßen meist weit entfernt von der Salinenstadt.

Die Pächter schlossen sich zu einer Art Syndikat zusammen, um die Produktion und den Absatz gemeinsam zu organisieren. Die Salinenbetreiber entwickelten sich zur gesellschaftlichen Oberschicht der Salinenstadt, dem Salzpatriziat. Anstelle des Adels und der Kirche gab nun diese bürgerliche Schicht immer mehr den



Degenhard I. Fröschl, Grabplatte von 1495 in St. Valentin. – Foto: A. Hirsch

Ton an und erweiterte ihren Einfluss in der Stadt. Aus dem Salzpatriziat rekrutierte sich der Stadtrat („Rat der Sechzehn“), der die Geschicke Reichenhalls auch politisch bestimmte.

Als Stifter der Ägidikirche erscheint der Patrizier Heinrich Laubez 1159 in einer Urkunde des Salzburger Erzbischofs, worin Reichenhall erstmals als „civitas“ (Stadt) bezeichnet wird. Die wohl angesehenste Familie Laubez bestimmte für eineinhalb Jahrhunderte die Entwicklung der Stadt mit. Die meisten Patrizierfamilien verließen nach der katastrophalen Zerstörung Reichenhalls durch den Salzburger Erzbischof von 1196 den Ort. Die beiden Geschlechter Laubez und Rutzenlacken jedoch blieben in Reichenhall, weil sie die Stadt nicht aufgeben wollten. Ihnen ist es zu einem erheblichen Teil zu verdanken, dass der Ort weiterbestand und wiederaufgebaut wurde.

Patrizier bauen Geschlechtertürme

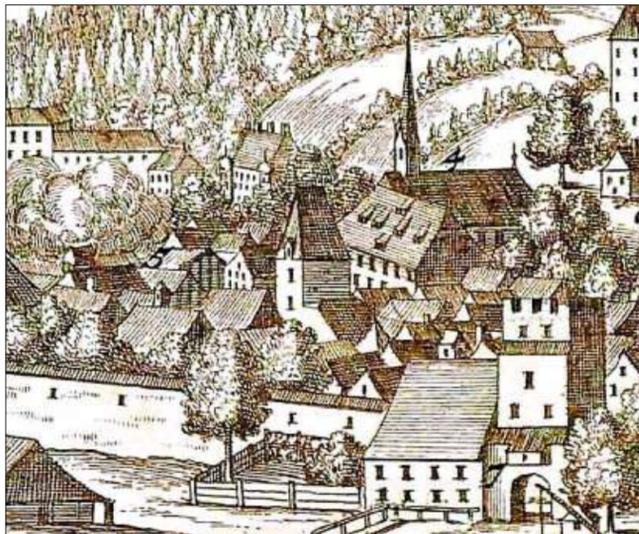
Die Reichenhaller Patrizier besaßen repräsentative Wohnsitze in der Stadt, von denen einige sogenannte Geschlechtertürme – vergleichbar mit jenen in Regensburg – vorweisen konnten. Der Turm Tauerstein befand sich im Bereich zwischen Kammerbotenstraße – Herzog-Georgen-Straße und Nikolaiweg. Ein Heinrich Tauerstein erscheint 1252 in den Quellen. Aus dessen Familie gingen im Laufe der Zeit mehrere Richter hervor. Wohl durch Eheirat gelangte der dem Reichenhaller Patriziat entstammende Konrad Fröschl zur Mitte des 14.

Jahrhunderts in den Besitz des Wohnturms Tauerstein. Seine Nachkommen nannten sich „Fröschl zum Tauerstein“.

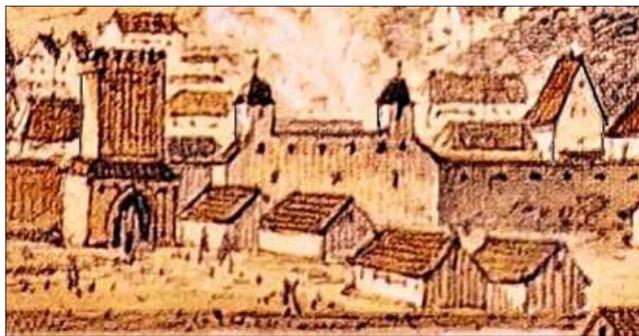
Der Besitz genoss seit dem Spätmittelalter eine Gerichtsimmunität (Niedere Gerichtsbarkeit). Nachdem die Familie 1494 ihre Salinenanteile an den Herzog verkauft hatte, ging auch das „Herrenhaus“ Tauerstein 1521 an Herzog Wilhelm IV. über, der dort bei Aufhalten in Reichenhall regelmäßig Quartier bezog. In der Folge wurde das Gebäude allgemein als „Herzogenstock“ bezeichnet. Dieser an die Stadtmauer angelehnte und den Mauerzug überragende Baukomplex war von zwei Erkertürmchen mit „Welschen Hauben“ gekrönt. Nach 1600 begann allmählich die Vernachlässigung des Anwesens, das im 18. Jahrhundert aufgeteilt und verkauft wurde.

Die Familie Rutzenlacken war über sechs Generationen (ca. 1150 bis 1365) in Reichenhall ansässig, trat aber auch als Gewerke (Betreiber) eines Kupferbergwerks in der damals bayerischen Stadt Kitzbühel in Erscheinung. Am Nordende des Florianiplatzes befand sich ihr Wohnturm, dessen Reste sich bis heute in den Mauern des Hauses Florianiplatz 3 verbergen. Auf den Reichenhaller Stadtansichten von Hans Donauer (um 1590) und Michael Wening (ca. 1700) ist der Geschlechterturm der Familie Rutzenlacken zu erkennen.

Vor einer größeren Baumaßnahme im Angerl im Jahr 2017 wurden bei einer archäologischen Kampagne Reste eines Patrizierturms aus dem 13. Jahrhundert entdeckt, die nicht erhalten werden konnten. Die Wände hatten eine Stärke von ca. 80 cm, das Fundament bis zu 150 cm. Die Grundfläche des Turms hatte die Maße



Der Rutzenlacken-Turm, das Brunnhaus der Saline und das Tiroler Tor um 1700. – Foto: Stadtarchiv Bad Reichenhall



Kammerbotentor, Herzogenstock und Rutzenlacken-Turm auf der Stadtansicht von Hans Donauer 1590. Kopie von C. A. Lebschée 1866.



Reste eines Patrizierturms im Angerl 2017. – Foto: Stadtarchiv Bad Reichenhall

10,40 m x 14 m. Bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dürfte das Gebäude zerstört oder abgetragen worden sein. Während der Restaurierung des Salinenkastens (Reichenhallmuseum) wurden 2010 mächtige behauene Steinquader in den Mauern entdeckt, die als Reste eines Geschlechterturms aus dem 13. Jahrhundert interpretiert werden können.

Große Zeit des Salzpatriziats vorbei

Zu Ende des 12. Jahrhunderts war das Monopol der Reichenhaller Saline im süddeutschen Salzhandel gebrochen worden. Immer mehr leistungsfähige Produzenten drängten sich auf dem Salzmarkt. Um die Saline konkurrenzfähig halten zu können, mussten vor allem im Laufe des 15. Jahrhunderts immer weitere Investitionen getätigt werden, was die Betreiber schließlich finanziell an ihre Grenzen stoßen ließ.

Gleichzeitig wurden bei wichtigen Problemen falsche Entscheidungen getroffen. Aus Sorge um einen der wichtigsten Wirtschaftszweige in seinem Herrschaftsreich setzte der bayerische Herzog 1461 einen „Salzmeister“ (später: Salzmeier) als herzoglichen Beauftragten in der Saline ein. Herzog Georg der Reiche zwang die Siedeherrn mit einer feindlichen Übernahme ab 1481 zum Verkauf. Lediglich das Augustiner Chorherrenstift St. Zeno war noch bis 1616 als selbstständiger Salzproduzent tätig. Die Leitung der gesamten Saline lag nun in Händen des herzoglichen „Salzmeiers“.

Die große Zeit des Salzpatriziats war damit endgültig vorüber.

Die Familie Fröschl stieg aus einfachen Verhältnissen zum bedeutendsten Geschlecht der Stadt auf: Im Jahr 1279 wird ein Seibot Fröschl urkundlich erwähnt, der jedoch keine herausragende Rolle in der Reichenhaller Gesellschaft spielte. Der Name Fröschl (bairisch für „kleiner Frosch“) deutet darauf hin, dass sich die Familie aus bescheidenen und kleinen Verhältnissen hinaufarbeiten musste. Familiennamen erhielt man meist von den Mitmenschen; der Name Fröschl könnte auf körperliche Merkmale anspielen, etwa auf Kleinwüchsigkeit, markante Gesichtszüge oder hervortretende Augen. Über mehrere Generationen hinweg gelang es der Familie durch kluge Wirtschafts- und Finanzführung, geschickte Ämteranhäufung und vorausschauende Heiratspolitik bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts zur führenden Reichenhaller Dynastie aufzusteigen. Bereits um 1300 gab es zwei Zweige der Familie in Reichenhall, die einen Frosch im Wappen führten.

Wappen der Familie Zant aus Regensburg

Im Jahre 1409 erscheint im Siegel des Wilhelm Fröschl ein quadriertes Wappen mit Frosch und einem Fabelwesen, Chimäre oder Mantikor genannt (Löwe mit menschlichem Kopf mit langen Fangzähnen). Erst seit wenigen Jahren weiß man, dass es sich um das Wappen der Patrizierfamilie Zant handelt. Es ist ein sogenanntes redendes Wappen, das den Gleichklang von „Zant“ und

„Zahn“ symbolisiert. Das Geschlecht der Zant gehörte zur patrizischen Führungsschicht Regensburgs. Das Zantwappen ist auch heute noch am Dom, am Zanthaus und in der Gesandtenstraße in Regensburg zu sehen. Ein Albrecht Zant ist in den 1370er Jahren als Pfleger und Richter in Reichenhall nachgewiesen. Vermutlich hat Andreas I. Fröschl um 1380 die namentlich nicht bekannte Erbtöchter des Albrecht Zant geheiratet, wodurch der Mantikor in das Familienwappen gelangte.

Ein Landsitz für den Geldadel

Der Reichenhaller Patrizier Ludwig I. Fröschl († vor 1478) war verheiratet mit Ursula von Trennbach. Er hatte wohl die Zeichen der Zeit früh erkannt und wandte sich vom mittlerweile unsicheren Salzgeschäft ab. Fröschl erwarb 1448 den Reichenhaller Marktzell, der ihm eine dauerhafte Einnahmequelle bot. Um 1460 kaufte er den „Hof Marzoll“, einen großen Gutshof nahe der Valentinskirche. Sein Sohn Wiguläus (1445-1517) schlug eine geistliche Laufbahn ein und brachte es schließlich bis zum Fürstbischof von Passau. Ludwigs Sohn Degenhard I. († 1495) vermählte sich mit Lucia Vogler von Trautzenstein. Er erhielt um 1475 die Hofmarksrechte (niedere Gerichtshoheit) über Marzoll. Seine bis heute erhaltene prachtvolle Grabplatte stammt von einem Hochgrab, das sich im Zentrum der Marzoller Kirche etwa an der Stelle des heutigen Volksaltars befand.

Degenhards Sohn, Degenhard II. († 1552), verheiratet mit Benigna Pachheimer, erwarb 1499 die Hofmarksrechte über Schwarzbach. Beim Gutshof in Marzoll ließ er von 1527 bis 1536 einen Familiensitz im Stil der Renaissance errichten. Die Schlossanlage in Form eines viereckigen Baukörpers mit vier von Welschen (= italienischen) Hauben gekrönten Ecktürmen war eine der ersten ihrer Art in Bayern. Im Jahre 1539 erwarb er die Hofmark Karlstein. Noch zu Lebzeiten ließ er den Totenschild mit geschnitztem Familienwappen anfertigen, der nach seinem Tod wohl über seiner Begräbnisstätte in der Kirche zu Marzoll angebracht wurde.

Joseph Fröschl († um 1590), Sohn Degenhards II., heiratete Margarethe von Pfeffenhausen. Er hatte ab 1563 finanzielle Probleme und versuchte mithilfe der Alchemie unedles Metall in Gold zu verwandeln. Fröschl beteiligte sich an einer Verschwörung von Adligen gegen den Herzog. Als Anhänger des protestantischen Glaubens wollte er die Reformation in seiner Hofmark einführen. Joseph Fröschl wurde zu Gefängnishaft verurteilt und musste, hoch verschuldet, 1574 das Schloss und seinen Besitz verkaufen. Er wanderte in die Pfalz aus und ließ Ehefrau und Kinder zurück.

Quellen: Johannes Lang, Geschichte von Bad Reichenhall, 2009.

Johannes Lang, Regensburger Chimäre trifft Reichenhaller Frosch – Das Erbe der Zant, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg, 2011.

Johannes Lang, Monopol – Krise – Marktdynamik. Zur Entstehung hochmittelalterlicher Salinenstädte im Ostalpenraum unter besonderer Berücksichtigung Reichenhalls, in: Wolfgang Wüst/Klaus Wolf (Hg.), Die süddeutsche Städtelandschaft im Vergleich, Berlin 2021.

„Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, Druck und Verlag der „Mediengruppe Bayern“, Bad Reichenhall.